

8

Katrin Seglitz  
**mein Leben  
mit ihr**

Roman

osbert+spenza

Es ist ganz wahr, was die Philosophie sagt,  
daß das Leben rückwärts verstanden werden muß.  
Aber darüber vergißt man den andern Satz,  
daß vorwärts gelebt werden muß.  
*Søren Kierkegaard*

1. Auflage 2026

© 2026, Verlag osbert+spenza, Immenstaad

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werks darf ohne schriftliche  
Genehmigung des Verlags reproduziert, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks  
für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44bUrhG vor.

Lektorat: Beate Schäfer, München

Satz und Umschlaggestaltung: Eva Hocke, Bad Saulgau

Umschlag Foto: Katrin Seglitz

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

ISBN: 978-3-947941-08-7

Weitere Informationen finden Sie unter [www.osbert+spenza.de](http://www.osbert+spenza.de)



Ein Knall und ich bin wach. Autos kommen mir entgegen, ich reiße das Lenkrad nach rechts, das Auto wird über die Böschung geschleudert, die Landschaft dreht sich, der Himmel, der gerade noch grau war, wird blau, ich fliege in ihn hinein. Ein Bedauern steigt in mir auf, es ist nicht zu halten, das Leben, es wird mir aus der Hand genommen. Der Himmel bricht auseinander, die Landschaft splittert, Bilder werden von den Innenwänden meines Kopfes gerissen.

Ich brauch mal wieder Tapetenwechsel, sagt meine Mutter, steht auf und beginnt, die Tapete von den Wänden zu reißen, die Hasen, Rehe und Hirsche, die Tiere, die jeden Tag über die Wand gerannt sind, die Enten, Gänse und Reiher, alles, was am Himmel fliegt und vom Himmel fallen kann. Mein Leben löst sich in Streifen von mir, ich fliege zwischen Tapetenfetzen, Vögeln und Engeln, Möwen und Mönchen mit weiten Ärmeln durchs Blau, unter mir liegt das Land wie eine schläfrige Schildkröte, *what goes up must come down*, ein Mann kommt des Wegs, ich sehe ihn mit Adleraugen tief unter mir, er hat einen Eichelhäher in der linken Hand und rupft ihn mit der Rechten, eine Federspur folgt ihm.

Ein ölig-scharfer Geruch dringt in die Höhen meines Flugs und ich weiß: Benzin läuft aus. In meinem Unterbewusstsein sehe ich brennende Autos, versuche zu landen, etwas in mir dreht sich, öffnet die Augen, schiebt sich durch das Fenster hinaus auf eine Wiese. Neben mir

das Auto, die Räder ragen in den Himmel, Gras klebt am Türgriff.

Ich fange an zu zittern, in das Zittern drängt sich ein Fliegenwollen und dann beginnt das Schweben erneut, ein Aufsteigen, Leichtwerden, ich hebe ab und ziehe einen weiten Bogen durch den Himmel, ohne Anstrengung, getragen von der Luft wie ein Bussard. Ich fliege über der Schnellstraße, auf der ich gerade noch gefahren bin, die Lichter der Autos reihen sich aneinander, weit weg, tief unter mir, ich fliege und stürze erneut ab, in dieses Leben wie in eine Wolke, in einen Haufen Schnee, der erst ganz weich ist und dann kalt und kälter wird.

Ich falle wie die Meise, die ich als Kind im Winter vor unserem Haus gefunden habe, sie tunkte ihren Kopf in den Schnee, wieder und wieder in einer verzweifelt pickenden Bewegung. Ich rufe nach meiner Mutter, sie läuft die Treppen runter, öffnet die Haustür und beugt sich über mich.

„Hören Sie mich?“

Jemand zupft an meinem Ärmel.

Ich versuche, die Augen zu öffnen.

„Sind Sie verletzt?“

Ich setze mich mühsam auf.

„Können Sie gehen?“

Neben mir steht ein weiß gekleideter Mann. Er hilft mir aufzustehen, meine Knie sind weich, sie wollen mich nicht tragen. Er führt mich zu einem Rettungswagen. Ich bewege mich wie im Traum, lege mich auf die schmale Liege, zittere immer noch am ganzen Leib, heiße Rinnsale laufen aus meinen Augenwinkeln in die Haare. Ich sinke in die Arme der Zeit, sie dreht auf dem Absatz

um, rennt zurück, und dann sitze ich wieder im Auto. Diesmal werde ich rechtzeitig rausfahren, den nächsten Parkplatz nehmen, mich an den Rand stellen und so lange schlafen, bis ich konzentriert weiterfahren kann. Aber es kommt kein Parkplatz, es ist warm im Auto, ich bin müde, ich schalte das Radio an, drehe die Musik auf volle Lautstärke und kurbele das Fenster runter.

Die Müdigkeit ist wie ein Tier, das auf meinem Schoß sitzt, schwer und warm. Es schnurrt und versucht, mich in seine Höhle zu ziehen. Auch diesmal fallen mir die Augen zu, wieder knalle ich gegen den Lichtpfosten auf der gegenüberliegenden Fahrbahn, das Auto überschlägt sich und der Himmel reißt in mir seine Augen auf.

Jemand streicht über meinen Arm.

„Kommen Sie zu sich! Die Feuerwehr ist da.“

Ich hebe den Kopf und sehe durch die geöffnete Tür der Ambulanz Männer, die mein Auto auf die Räder stellen. Sie holen Schaufeln und beginnen zu graben. Ich höre einen Mann sagen: „Das muss ausgefackelt werden. Das Grundwasser ist in Gefahr.“

Ein brennendes Streichholz wird in das Loch geworfen, das die Männer geschaufelt haben. Es gibt eine hohe Stichflamme. Der Mann von der Ambulanz fragt nach meinem Namen und meiner Adresse. Er fragt, wann und wo ich geboren wurde. Er stellt fest, dass ich Schrammen am Arm habe, einen blutigen Kratzer am Handgelenk. Ob ich Schmerzen hätte?

„Nein.“

Ich bin noch ganz benommen. Ob ich aufstehen und ein paar Schritte gehen könne? Ich stehe auf und gehe ein paar Schritte, gehe zu dem Auto, das ich zu Schrott

gefahren habe. Auf dem Motordeckel hockt ein Elefant, der ein Glas Sekt leert, an der Seite sitzt ein anderer Elefant, der auf die Bremse tritt. Das Auto ist ein Elefanten-Kunstwerk, mein Bruder hat es bemalt und mir geliehen. Der Rahmen ist völlig verzogen, unmöglich, damit weiterzufahren.

Der Bauer kommt, dem die Wiese gehört, und spricht von Versicherung und Schadensersatz. Ich öffne den Kofferraum. Mein Schlafsack ist durchtränkt von Benzin, nicht mehr zu gebrauchen. Auch die Reisetasche hat was abgekrigelt. Ich ziehe den Reißverschluss auf und hole die Kleider raus. Der Bauer bringt zwei leere Plastiksäcke, auf dem gelben Sack steht *Streusalz*, auf dem anderen *Haltet die Umwelt rein*. Ich stopfe die Kleider in die Säcke, meinen Waschbeutel und den *Mann ohne Eigenschaften*.

Am Handschuhfach klebt die Liberté, ein billiger Druck, den ich vor Jahren in Paris gekauft habe. Sie rennt aus dem Bild heraus, der Himmel hinter ihr brennt. Ich löse den Druck vom Handschuhfach und schiebe ihn in die Tüte mit der Aufschrift *Streusalz*.

Die Feuerwehr ist schon weg, der Fahrer des Rettungswagens lässt den Motor an, der Bauer muss zum Abendbrot. Er gibt mir seine Telefonnummer, ich soll ihn anrufen, wenn ich mit der Versicherung gesprochen habe. Der Polizist fährt mich in die nächste Kleinstadt zum Bahnhof. Heute fährt kein Zug mehr nach Wien. Ich frage mich, wo ich übernachten soll. Ein Mann zeigt auf ein Haus, da sei eine Pension. Der Polizist stellt die Säcke neben mich, wünscht mir alles Gute, steigt ins Auto und fährt weg. Ich sehe die roten Rücklichter ver-

schwinden, ziehe die Säcke quer über den Marktplatz zur Pension und drücke auf die Klingel.

Eine alte Frau öffnet, wirft einen Blick auf die Säcke, dann auf mich, nickt mürrisch, steigt eine Treppe hoch, ich hinterher. Sie schließt ein Zimmer auf, gibt mir den Schlüssel und geht. Ich setze mich aufs Bett. Es ist dunkel geworden, ein mattes Licht fällt vom Flur durch die Milchglasscheibe im oberen Teil der Tür. Ich lege meinen Oberkörper zurück. Wieder wird mir ganz leicht im Kopf, ich hebe ab und schwebe, Autolichter fädeln sich aneinander wie das Rückgrat eines Dinosauriers.

Als ich auf dem Bett lande, ist das Zimmer dunkel bis auf das orangefarbene Licht einer Straßenlaterne und der Raum erfüllt von einem penetranten Geruch nach Benzin, der aus den Säcken steigt. Manche sagen, dass Unfälle wie Krankheiten sind, das Ergebnis einer Lebensweise, einer Folge von Entscheidungen, etwas läuft darauf zu, bereitet sich vor und kündigt sich an. Ein Unfall ist kein Zufall, sagen sie, natürlich wird allen das Leben irgendwann aus der Hand genommen, aber es gibt viele, die es nicht fest genug halten.

Meine Augen grasen die Blümchen auf der Tapete ab, ich ziehe die Knie an meinen Körper und frage mich, ob ich zu denjenigen gehöre, die ihr Leben nicht fest genug halten. Durch das gelbe Plastik des Sacks, in dem mal Streusalz war, sehe ich die Liberté. Ein Knick läuft quer durch ihren Hals. Bis jetzt hat sie schräg nach hinten geschaut, um die hinter ihr Laufenden anzufeuern, weiter zu rennen, immer weiter und ausschließlich vorwärts, aber jetzt dreht sie sich um, als wollte sie sehen, was sie hinter sich gelassen hat.



Andreas spielte *Für Elise* und machte immer an derselben Stelle denselben Fehler. Er war zwei Jahre älter als ich und wohnte über uns. Um drei Uhr setzte er sich ans Klavier und begann mit der Elise, ich kannte inzwischen jeden Ton und jeden seiner Fehler. Wenn ich fertig war mit den Hausaufgaben, ging ich nach draußen zum Spielen. Im Treppenhaus wurde die Elise lauter, sie folgte mir, bis die Tür hinter mir ins Schloss gefallen war. Immer noch hörte ich sie, leiser nun, entfernter, es war, als würde sie mir nachwinken.

Ich schlenderte zum Sandkasten, versenkte die Schuhspitze im Sand, oben war er trocken, darunter feucht und schwer. Ich hockte mich auf den Betonrand und zog mit dem Finger eine Schlangenlinie in den Sand. Dann begann ich, ein Loch zu buddeln. Vor Kurzem war in der Nachbarschaft ein Haus gebaut worden. Die Bagger hoben ein Loch aus, unter dem Schotter kam Wasser zum Vorschein und die Grube wurde zum Baggersee. Wie war das möglich, dass unter den Steinen Wasser war? Das Loch, das ich buddelte, wurde tiefer. Aber Wasser fand ich nicht, ans Wasser kam ich nicht ran. Ich hörte mit dem Buddeln auf. Und sah mich um. Niemand da. Kein Kind in Sicht.

Ich ging zur Teppichstange, hängte mich dran, schwang hin und her, zog die Knie an den Körper und steckte sie durch die Arme nach oben, klemmte die Stange in den Kniekehlen fest, ließ die Hände los und fühlte, wie das

Blut in den Kopf strömte. Ich sah den Dachfirst und die gefiederten Blätter der Esche, die weißen Streifen der Flugzeuge, oben war unten und unten oben, es schien, als könnte ich durch das Blau laufen, als wäre der Himmel das Land, durch das ich mich von nun an bewegen würde.

Dann griff ich mit den Händen wieder an die Stange, rollte ab und landete mit beiden Füßen auf dem Boden. Vor mir stand Gisela. Ich hatte ihr Kommen nicht bemerkt. Sie drückte sich an der Stange herum, als ob sie etwas im Rücken brauchen würde. Ich sah, dass sie zwei kleine Polster hatte, da, wo bei den Frauen die Brüste waren. Bekam sie etwa auch Brüste? War das der Anfang, der Beginn?

„Was wollen wir machen?“, fragte ich sie.

„Nichts.“

Gisela war von einem Tag auf den anderen langweilig geworden. Vielleicht waren die Brüste daran schuld. Wenn sie der Grund waren, wollte ich keine. Weil Gisela beharrlich schwieg, ging ich an ihr vorbei zum blauen Haus, und am blauen Haus vorbei zum Durchgang zwischen den Hausblöcken. Der Wald lockte.

Geh nicht allein in den Wald, hatte meine Mutter gesagt, geh nicht allein in den Wald, hatte mein Vater gesagt, und doch ging ich an diesem Nachmittag zum ersten Mal allein in den Wald. Ich verließ die Siedlung mit den kastenförmigen Hausblöcken, den rechteckigen Wiesen und hellen Betonwegen, den Geruch nach Waschpulver und Essen, lief an parkenden Autos vorbei und betrat den Wald, der sich dunkelgrün und feucht hinter dem tütenschmalen Durchgang auftrat.

Ich kam an der Bank vorbei, die Jugendliche mit einem feuerspeienden Drachen bemalt hatten, dann wurde der Weg schmaler, ich sprang über einen Bach, ging durch einen nach Laub und Moos duftenden Tunnel, sah das leuchtende Grün einer Wiese und dann, überraschenderweise, Kinder aus der Siedlung, die Verstecken spielten. Durften sie, was ich nicht durfte: In den Wald gehen ohne Erwachsene?

„Darf ich mitspielen?“

„Klar.“

Ein Kind stand mit dem Gesicht zu einem Baum, hatte die Augen geschlossen und zählte bis fünfzig. Ich rannte über die Wiese, teilte Äste, drang ein ins Gebüsch, hockte mich auf den Boden, zog den grünen Vorhang zu, wurde unsichtbar. Spähte durch die Blätter hinaus auf die Lichtung. Das Kind, das suchen musste, sah in meine Richtung. Schon fühlte ich mich entdeckt, das Kind kam näher und näher, ich zog mich noch ein Stück weiter ins Gebüsch zurück, hielt den Atem an - und das suchende Kind ging vorbei. Ich atmete erleichtert aus und leise ein. Bald war ich das letzte Kind, das sich noch nicht freigeschlagen hatte, das noch nicht gefunden worden war.

„Wo ist Judith?“, schrie ein Kind.

„Im Laub!“, antwortete schreiend ein anderes.

Alle lachten, auch wenn der Scherz nicht neu war. Kurz dachte ich: *Laub* ist ein bescheuerter Nachname. Immer noch saß ich im Gebüsch, es wurde still. Vielleicht sollte ich doch mal langsam rauskommen. Ich öffnete den grünen Vorhang und spähte nach allen Seiten. Niemand da. Ich lief los, um mich freizuschlagen, stellte während des Laufens fest, dass keins der Kinder mehr da war, ich kam

zu spät. Mein Triumph schlug um in Enttäuschung. Warum waren die Kinder ohne mich gegangen?

Die Schatten wurden länger. Es roch nach Abend. Ich tauchte in den Tunnel ein. Hier war es noch dunkler. Die Angst sprang mich an, von rechts und von links, traf mich wie Hartgummibälle, dann war ich durch und näherte mich der Bank mit dem Drachen. Vor der Bank war eine Bewegung. Ich hörte gedämpftes Kichern und sah eine Art unförmigen Sack, der sich bewegte. Es waren die Kinder, die sich unter Decken versteckt hatten und spielten.

„Warum seid ihr weggelaufen“, fragte ich vorwurfsvoll, „warum habt ihr nicht auf mich gewartet!“

Keine Antwort. Ein Mädchen kicherte, die Decken hoben sich, beulten sich, an einer Seite tat sich eine Öffnung auf, ich schlüpfte hinein und dann schloss sich die Öffnung wieder. Ich berührte Arme und Beine, es war warm und finster, die Körper der Kinder waren ineinander verschränkt, ich kroch tiefer in die Woldeckenfinsternis, spürte den warmen Atem eines Kindes an meiner Wange, hörte ein Wispern, jemand drückte sein Gesicht an meins, seine Lippen auf meine, da wurde etwas in mir weich wie Weißbrot, das sich mit lauwarmer Milch vollsaugt. Körper schmiegt sich an meinen Körper, Haut an Haut, Wange an Wange, über mir Körper, unter mir Körper, ich befand mich in einem Knäuel aus Körpern, war Teil eines Tiers, das aus vielen Körpern bestand und doch nur ein einziges warmes Tier war mit vielen Nasen und Mündern und Armen und Beinen. Warum öffneten sich die Decken erneut? Sie wurden abgeworfen, das Tier löste sich in Einzelteile auf, die Kinder setzten sich auf,

schüttelten sich und dann gingen die ersten Richtung Siedlung.

„Bleibt doch noch!“, rief ich enttäuscht. „Warum geht ihr schon?“

„Wir müssen nach Hause“, sagte ein Kind.

Da stand auch ich auf und ging mit ihnen zurück in die Siedlung.



Ich sitze auf dem Bett in der Pension und habe die Liberté im Blick. Sie ist ganz gelb im Gesicht. Was aber weniger am Unfall liegt als am Gelb des Plastiksacks. Ich habe sie in Paris gekauft, an den Ecken sind Löcher von Reißzwecken und Spuren von Tesastreifen. Hinter ihr steckt *Der Mann ohne Eigenschaften*. Und mein Tagebuch. Ich ziehe es aus dem Sack, suche in meiner Handtasche nach einem Stift und schreibe: Mein Leben mit ihr.

Wann hat das Bedürfnis nach Freiheit zum ersten Mal eine Rolle in meinem Leben gespielt? Als ich allein in den Wald gegangen bin, ohne Erlaubnis meiner Eltern? Als ich mich beim Versteckspielen freigeschlagen habe? Damals war die Drachenbank für mich der Inbegriff von Freiheit. Jugendliche aus der Siedlung hatten eine Parkbank mit einem Drachen bemalt, der gelb war und Feuer spie. Seitdem war die Bank ihr Treffpunkt am späten Nachmittag, hier wurde geredet, geraucht, geflirtet. Ich war selten dabei, weil ich früh zu Hause sein musste.

Das Erlebnis in der Wolldeckenfinsternis fand vor der

Drachenbank statt. Ein Traum nur, aber so real, dass ich ganz erfüllt davon war. Heute weiß ich, dass er das Ende meiner Kindheit ankündigte, eine Ahnung von einer lösenden, weich machenden Zärtlichkeit, gepaart mit der Gefahr, dass sich die Sehnsucht nach ihr absolut setzt, zum Platzhirsch wird, den Wald beherrscht und auf jeder Lichtung nach Liebe ruft.

Was wirklich stattgefunden hat, war eine andere Szene: Jungen und Mädchen stehen an der Drachenbank, sie sind einige Jahre älter als ich, schon in der Oberstufe. Ich bin ausnahmsweise auch da, jemand spricht von Faschismus und ich frage, was das ist. Faschismus ist etwas geheimnisvoll Drohendes, er liegt in der Vergangenheit, scheint weit weg zu sein und kann doch jederzeit aus dem Gebüsch brechen.

Er hat auch mit meinem Namen zu tun. Meine Mutter nannte mich Judith in Erinnerung an ein Mädchen, das so alt war wie sie, sieben oder acht Jahre, und in einer Straßenbahn auf dem Platz gegenüber saß. Auf dem Mantel war ein gelber Stern unterhalb des Kragens. Indem sie mich Judith nannte, war ich auch zu ihrer Tochter geworden, zur Tochter dieses Mädchens. Hatte es überlebt? War es inzwischen eine erwachsene Frau, im Alter meiner Mutter?

Keiner an der Drachenbank wusste so genau, was Faschismus war. Aber ein Junge sagte, dass er ein Buch über Faschismus habe, das könne er mir leihen. Am nächsten Tag brachte er es mit. Das Wort komme aus Italien, las ich, aus Rom. Fasces seien Rutenbündel, die vor den Senatoren hergetragen wurden, um von ihrer Macht zu künden. Mussolini und seine Anhänger griffen

das Symbol auf und bezeichneten sich als Faschisten. Das Buch war kompliziert geschrieben, viele Wörter kannte ich nicht. Ich musste mich anstrengen, um zu verstehen, was Faschismus war, das Nichtverstehen lag auf der Lauer und war von ähnlicher Wucht wie das, was Faschismus bedeutete. Was aber sofort zu verstehen war, waren die Fotos von KZs und von Menschen und Kindern, die schrecklich dünn waren, wandelnde Skelette. Wo hatte ich sie zum ersten Mal gesehen? In einem Buch? In der Schule? Sie waren schrecklicher als alles, was ich bis dahin gesehen hatte.

Noch bewegten sich Worte und Begriffe wie Blindgänger in meinem Kopf, wie der Blindgänger, den Andreas mir eines Tages zeigte. Er tat sehr geheimnisvoll. Ich folgte ihm Richtung Tierpark und dann weiter zur Gaststätte Siebenbrunn, wir schlichen den Isarhang höher zwischen Bäumen und Büschen. Hier irgendwo musste er liegen. Ich stellte mir einen Mann vor, der blind war, sich verlaufen hatte und nun irgendwo schlief. Andreas sah sich suchend um, dann erhellte sich sein Gesicht und er sagte triumphierend: „Hier ist er.“

„Wo?“

„Na da, bei dem Stock!“

„Ich seh ihn nicht.“

Der Blindgänger war verrostet und nicht größer als der Unterarm eines Mannes.

„Hier ist der Zünder“, sagte Andreas.

Auch der sah ziemlich verrostet aus. Unscheinbar und doch unheimlich. So lagen Faschismus und Krieg in mir, an einem inneren Abhang.

Neben dem Bett ist ein Waschbecken. Ich stehe auf, wasche mein Gesicht und die Hände. Würde am liebsten alles abwaschen, den Unfall und noch einiges andere.

Ich bin mit einer Freundin in Wien verabredet, mit Barbara, die ich seit Kindertagen kenne. Ich muss sie anrufen und ihr sagen, dass ich nicht komme, nicht heute. Ich gehe die Treppe hinunter, ziehe die Haustür hinter mir zu und stehe auf einer menschenleeren Straße. Die Laternen tauchen sie in orangefarbenes Licht. Ich finde eine Telefonzelle, rufe Barbara an und erzähle ihr von dem Unfall. Besorgt fragt sie, ob ich verletzt sei.

„Äußerlich ist nicht viel zu sehen“, sage ich. „Die linke Hand ist aufgeschürft und ich habe ein paar Kratzer am Arm. Aber innerlich fühle ich mich ganz zerbrochen. Es ist, als müsste ich mich erstmal wieder zusammensetzen. Ich weiß nicht mehr, wer dieses Ich ist. Was es war und was es will. Ob es überhaupt noch was will.“

Sie findet es unverantwortlich von den Sanitätern, dass sie mich nicht für eine Nacht ins Krankenhaus mitgenommen haben.

„Ruh dich aus. Und ruf an, wenn du nicht in der Lage bist, nach Wien zu kommen. Dann hol ich dich ab.“

Nach dem Telefonat gehe ich in ein Gasthaus. In einer rustikalen Wirtsstube bestelle ich ein Jagapfannerl. Aber als es vor mir steht, merke ich, dass ich nichts essen kann. Um mich herum ist fröhlicher Lärm, die Inneneinrichtung aus Eiche, wie für die Ewigkeit gemacht, während ich mich gerade so endlich fühle, verwundetes Wild eher als Jäger.

Ich zahle und gehe, will so schnell wie möglich zurück ins Zimmer, mich im Bett verkriechen. Neben dem

Kopfkissen liegt mein Tagebuch. Unter dem Datum des heutigen Tags steht: Mein Leben mit ihr.



Ich beugte mich über den Schulatlas und schrieb Städtenamen auf einen Zettel: Paris, Barcelona, Madrid, Granada, Córdoba, Lissabon, London, Dublin, und fuhr mit dem Zeigefinger Strecken ab. Ich war achtzehn und wollte mit dem Zug durch ganz Europa fahren. Das Geld, das ich dafür brauchte, verdiente ich bei McDonald's. Ich hängte Pommes in heißes Öl, holte die Pommes raus, bestreute sie mit Salz, wickelte Hamburger ein und Cheeseburger, lächelte und kassierte, überreichte Hamburger, Cheeseburger und Pommes, und versenkte weitere Pommes in heißem Fett.

Ich stand acht Stunden am Samstag, acht Stunden am Sonntag an der Theke, unter der Woche war Schule. Am Sonntagabend war ich müde und erschöpft. Haare und Kleider rochen nach dem heißen Fett der Pommes, der Geruch klebte an mir, ich hatte ihn auch noch in der Nase, nachdem ich stundenlang in der Badewanne gelegen war. Für acht Stunden Arbeit bekam ich vierzig Mark, das war nicht viel. Ich verstand, dass Kapitalismus so funktioniert: Leute anstellen, die Geld brauchen, ihnen so wenig wie möglich zahlen, damit das Unternehmen so viel wie möglich verdient.

Die Sommerferien rückten näher, mit dem Pommes-Geld und einer Spende meiner Eltern kaufte ich ein

Interrail-Ticket und besorgte Travellerschecks. Mein erstes Ziel war Paris. Als ich am Gare de l'Est ankam, begann es zu regnen. Ich wollte trotzdem zelten. Die Seine trat über das Ufer und schwappte an mein Zelt. Auf dem Stadtwappen stand: *Fluctuat nec mergitur*. Paris schwankt, aber geht nicht unter.

Hoffentlich, dachte ich.

Nasse Kleider, nasse Füße, Fische in den Wiesen. Ich versuchte, Paris zu erreichen, den Traum der Stadt, der im Namen *PARIS* aufleuchtet, *pareille Ys*, schön wie die legendäre, im Meer versunkene Stadt Ys. Der Regen rauschte, Wellen klatschten aus den Regentrinnen der Bistros auf die Trottoirs. Ich trank noch einen Café au lait, rauchte noch eine Zigarette, schaute hinaus in den Regen, der mir vorkam wie der Vorhang im Theater, der sich bald lüftet.

Aber er lüftete sich nicht.

Ich ging in den Louvre, weil es da schön trocken war, und sah zum ersten Mal die Liberté. Ihre Mütze leuchtete rot, das Kleid saß locker an ihrem Körper. Es war über ihre Schulter gerutscht, weil sie mit so viel Energie durch die Stadt rannte, im Hintergrund erkannte ich die Türme von Notre Dame. Im Museumsladen kaufte ich eine Kopie des Bildes, legte sie in mein Tagebuch und verstaute beides im Rucksack.

Als ich den Louvre verließ, regnete es immer noch. *Le soleil brille* war der erste französische Satz, den ich in der Schule gelernt hatte, aber in diesen Tagen schien die Sonne nicht, sie brillierte nicht mit einem Auftritt. Ich verließ Paris und wollte so lang fahren, bis ich die Sonne sah. In Port Bou schien sie. Endlich. Ich stieg aus dem

Zug und ging Richtung Meer. Die Gärten waren verstaubt, vor den Cafés saßen Männer und Frauen mit langen Haare, ausgefransten Hosen und bunten Hemden.

Ich fand eine verborgene Bucht, in der junge Leute am Strand schliefen. Ein sandfarbener Hund legte sich neben mich und sah mich fragend an. Ich kraulte seine Ohren. Er hatte in einer Pappschachtel gelegen, die schon ganz aufgeweicht war. Ein Schweizer hatte ihn aus dem Meer gefischt und Sherry genannt. Jemand zerkrümelte Marihuana, das wie ein Stück Schokolade aussah, mischte die Krümel mit Tabak und füllte die Mischung in ein langes Zigarettenpapier. Er drehte eine Tüte, leckte über den Klebestreifen und schloss sie. Dann wurde sie angeraucht und weitergegeben. Ich versuchte, den Joint so zu halten, wie ich es bei den anderen sah, zwischen Zeige- und Mittelfinger, ich ballte die Hand, sog an der Öffnung zwischen Zeigefinger und Daumen und war gespannt, was passieren würde. Ich atmete den Rauch tief ein, erwartete eine Himmelfahrt, spürte aber nur eine sich ausbreitende Müdigkeit.

Am nächsten Tag regnete es auch in Port Bou. Ich packte meinen Rucksack, streichelte Sherry zum Abschied und ging zum Bahnhof. Ein Spanier setzte sich in mein Abteil, mit einer Rotweinflasche in der einen Hand und einer Gitarre in der anderen. Er reichte mir die Flasche und begann zu spielen: *There is a house in New Orleans* ... Ich trank ein paar Schlucke, wurde müde und schlief ein. Als ich aufwachte, war ich allein im Abteil. Mein Brustbeutel fehlte und mein Fotoapparat. Das Geld, das ich bei McDonald's verdient hatte, war weg, die Spende meiner Eltern auch.

Ich fluchte. Es half nicht viel. In Alicante stieg ich aus, mit schwerem Kopf und schwerer Zunge. Die nächsten Tage verbrachte ich bei der Polizei, im Konsulat und in einer spanischen Bank. Nachts schlief ich am Strand, mein Rucksack diente als Kopfkissen. Der Sand wurde kühler, ich kroch in den Schlafsack, sah die Sterne über mir und schlief, bis die Sonne zwischen den Hotels aufging und den Raum zwischen Himmel und Erde mit Hitze füllte.

Im Meer war ein braunflockiges Treiben, nach dem Bad bildeten sich rote Flecken auf meiner Haut, seitdem ging ich nicht mehr ins Wasser. Ich war am Meer und konnte nicht ins Meer gehen, saß unter staubigen Platanen im Stadtpark, aß Weißbrot mit Salami, trank Sprudel aus einer Flasche und wartete darauf, dass meine Travellerschecks ersetzt wurden. Ich lehnte mich zurück, schaute hoch in die Krone der Platane und erschrak. Tote Tauben hingen im Geäst. Tauben picken nach Krümeln, Tauben fliegen für den Frieden, aber sie sterben nicht.

Daran dachte ich, als ich vier Wochen später nach Hause kam, mein Vater die Tür aufmachte und sagte: „Deine Mutter liegt im Krankenhaus. Wir fahren gleich zu ihr.“

Der Himmel, der gerade noch blau gewesen war, bedeckte sich. Mein Vater sagte nicht, warum sie im Krankenhaus war. Ich stellte mir das Schlimmste vor und weigerte mich, an das Schlimmste zu denken. Kranksein bedeutete Halsschmerzen und Fieber, Masern und Mumps. Aber deshalb war sie wohl kaum im Krankenhaus. Von Krankheiten zu sprechen war ein Tabu in unserer Familie. Meine Großmutter hatte im Kranken-

haus gearbeitet und erzählte meiner Mutter, was alles passieren konnte, wenn jemand in der Familie krank war. Sie sprach von bleibenden Schäden, Blindheit, Taubheit und Debität. Das wollte meine Mutter sich nicht vorstellen und hörte auf, ihr von unseren Krankheiten zu erzählen.

Mein Vater fuhr schweigend zum Krankenhaus. Neben dem Eingang war ein Blumenladen. Er kaufte einen Strauß Rosen. Mit dem Aufzug fuhren wir hoch in den dritten Stock. Es roch nach Desinfektionsmitteln. Mein Vater öffnete eine Tür, da sah ich sie im Bett am Fenster. Ich küsste ihre Wange. Sie roch nach Nivea-Creme wie früher, wenn ich am Sonntagmorgen zu ihr ins Bett geschlüpft war und sie mir aus einem Buch vorlas.

„Was machst du hier? Was ist passiert?“

„Ist nicht so schlimm“, sagte sie. „Da war ein Knoten in meiner linken Brust. Ich habe ihn schon länger gespürt.“

Nur noch ein Hügel unter der Decke, nur noch eine Brust, die andere Seite war flach. Nicht so schlimm? Ich fand es sehr schlimm. Wer war dafür verantwortlich? Ich hätte ihn gern angeschrien. Weil es niemanden gab, den ich anschreien konnte, haderte ich mit Gott: Warum hast du ihr das angetan? Zwei Stunden später saß ich wieder im Auto neben meinem Vater und starrte aus dem Fenster. Wann war meine Mutter operiert worden? Ich habe es gespürt, ich war ganz sicher, dass ich ihre Verzweiflung und ihre Angst vor der Operation gespürt hatte.

Nach der Woche in Alicante war ich mit dem Schiff nach Ibiza gefahren und mit dem Bus nach Santa Eula-

lia. Ich zog meine Sandalen aus, lief über den Sand ins Wasser, das klar und sauber war, schwamm, tauchte, kraulte durch das salzige Meerwasser, ohne rote Flecken zu bekommen. Nun war ich endlich im Sommer angekommen.

Ich stellte mein Zelt auf, wanderte am Strand entlang und kam zu einem Lager mit Tipis. Ein Feuer brannte, ein nackter Mann trommelte, Kinder spielten, hier lebten Hippies. Ich folgte einem Pfad durch Büsche und Bäume eine Anhöhe hinauf, sah einen Wasserfall, stellte mich unter den Strahl und wusch mir das Salz von der Haut. Ging höher, an Abfall vorbei und an den Kackhaufen der Hippies. Ich erreichte einen Feldweg, der gesäumt war von weiß gekalkten Häusern, aus einem wehte Musik von Pink Floyd, *wish you were here*. Ich hatte Sehnsucht und wusste nicht, wonach.

Am nächsten Tag hielt ein Motorboot in der Bucht. Ein Mann sprang ins Wasser, er trug einen schwarzen Tauchanzug und eine Harpune. Stunden später kam er über den Strand und reichte mir eine Tüte mit den Worten: „Tintenfische. Ich wohne im Hotel. Vollpension. Deshalb schenke ich sie dir.“

Ich warf einen Blick in die Tüte, sah weiche, weißgraue Körper mit vielen Armen und winzigen Saugnäpfen und sagte: „Ich habe keine Ahnung, wie man Tintenfische zubereitet.“ Und gab ihm die Tüte zurück.

„Enthäuten und auf einen Felsen schlagen. Je öfter, desto besser. Es ist ganz einfach. Und sie schmecken sehr gut.“

Er reichte mir die Tüte ein zweites Mal und verabschiedete sich. Die Tintenfische waren tot, ich konnte sie

nicht wieder lebendig machen. Im Restaurant aß ich gerne Tintenfische, frittiert, mit einer Zitronenscheibe. Warum sollte ich es nicht versuchen? Ich nahm mein Taschenmesser, entfernte die Tintenblasen und schlug die kleinen Körper auf einen Felsen. Die Augen sahen mich an, ich entkam ihnen nicht, auch nicht, als sie schon längst gebraten waren.

Sobald ich meine Augen schloss, sahen sie mich an. Sie verbündeten sich mit dem Mann, der einen Liegestuhl in der Nähe meines Zelts aufgestellt hatte. Sein Gesicht war unrasiert, er trug eine schwarz umrandete Brille, durch die seine Augen riesengroß aussahen. Um den Liegestuhl herum hatte er eine Linie gezogen und mit Steinen belegt. Der Mann beobachtete, wie ich die Tintenfische traktierte und auf dem Einflammer briet. Er sah, wie ich auf ihnen herumkaute, sie ausspuckte und die Reste im Sand vergrub. Er saß da wie der Rächer der Tintenfische, die ohne Sinn und Verstand gejagt und getötet worden waren.

Ich schlief schlecht, enthäutete die Nacht und wurde selbst enthäutet. Im Auto neben meinem Vater war ich sicher, dass ich in dieser Nacht die Angst meiner Mutter gespürt hatte und ihre Verzweiflung. Auch am nächsten und übernächsten Tag besuchte ich sie im Krankenhaus. Dann war sie wieder zu Hause und musste zur Bestrahlung. Ich hätte ihr gern geholfen, wusste aber nicht, wie.

Zwei Monate später hatte ich ebenfalls einen Knoten in der Brust. Es war, als könnte ich meiner Mutter auf diese Weise beistehen, mit einem Solidaritätsknoten. Aber er half weder ihr noch mir. Eine Mammographie wurde gemacht, zwei Monate später löste sich der Kno-

ten in meiner Brust wieder auf. Meine Mutter sprach nicht von der Operation, um mich nicht zu belasten. Und ich sprach nicht von ihr, um sie nicht zu belasten. Es war, als müsste man nur schweigen von dem, was geschehen war, um es ungeschehen zu machen.



Ich habe zwei Mütter: meine Mutter und die Liberté. Als ich sie in Paris kaufte, adoptierte ich sie als Mutter meiner Freiheit. Sie hat zwei Brüste, meine Mutter hatte nach der Operation nur noch eine. Ich stelle mir vor: Die Liberté mit nur einer Brust. Die andere abgenommen, eine lange Narbe da, wo die Brust war. Alles sichtbar, weil das Kleid von der Schulter gerutscht ist. Wäre das befreiend für die Frauen, die eine Brustkrebs-Operation hinter sich haben?

Meine Mutter wollte auf keinen Fall, dass etwas sichtbar ist. Seit der Operation trug sie BHs mit einer Einlage auf der Seite der fehlenden Brust. Sie wollte nicht über die Operation reden. Weder mit mir noch mit jemand anderem. Und auch ich sollte niemandem erzählen, was sie hinter sich hatte. Sie wollte, dass andere Menschen ihr unvoreingenommen begegnen und nicht denken: Das ist die Frau, die Krebs hat. Sie fürchtete, auf den Krebs festgelegt zu werden. Sie wollte kein Mitleid, sie wollte keine Anteilnahme, sie wollte sich anderen Dingen zuwenden können, sie hoffte, dass das Thema Krebs nach der Bestrahlung ein für alle Mal erledigt war. Und ich ver-

stand: Es gibt das, worüber man reden darf, und das, worüber man besser nicht spricht.

Darüber kann man schreiben. Wenn es unbedingt sein muss. Ich musste darüber schreiben, um mir auf diese Weise beizustehen, wenn ich schon meiner Mutter nicht beistehen konnte. Barbara war die Einzige, mit der ich über die Operation sprach. Auch ihre Mutter musste operiert werden, einige Monate nach meiner Mutter. Auch sie hatte einen Knoten in der Brust, aber ihrer war gutartig.

Gutartig. Böseartig.

Meine Mutter hat alles dafür getan, um nach der Operation gut weiterzuleben. Sie hat sich bestrahlen lassen, aber keine Chemotherapie gemacht. Sie wollte nicht auch noch gesunde Zellen schädigen. Ein Fehler, sagten die Ärzte. Ein Glück, sagte meine Mutter. Denn viele der Frauen, die mit ihr operiert wurden und anschließend eine Chemotherapie machten, waren fünf Jahre später tot.

Meine Mutter hat versucht, ihr Leben festzuhalten. Wenn mein Vater vom Festhalten gesprochen hat, wollte er ein Foto machen. Er hat viel fotografiert und die Bilder selbst entwickelt, in einer Dunkelkammer, die er ab und zu im fensterlosen Bad einrichtete. Das Fotopapier war teuer, deshalb legte er Wert darauf, dass wir lächelten und die Augen aufrissen, wenn er uns fotografierte. Hängende Mundwinkel und halb geschlossene Augen wurden aussortiert. Es gibt viele Fotos von unserer Familie, auf denen alle lächeln.

Schon früh habe ich gedacht: Das Lächeln ist eine Maske, ein Schutz. Es verbirgt die Gefühle, die dahinter

lauern: Angst. Wut. Freude. Scham. Angenehme Gefühle, unangenehme Gefühle. Die Liberté lächelt nicht. Das gefällt mir an ihr. Auch das.



Im Sommer nach dem Abitur stellte sich heraus, dass Susi ein Mann war und Peter eine Frau. Ich hatte Susi zu meinem achten Geburtstag bekommen. Alle Kinder wünschen sich Tiere, mit Augen, die wie die Augen der Kinder sind, und die Erwachsenen winden sich.

Als ich mir ein Tier wünschte, wurden Schildkröten lastwagenweise nach Westdeutschland gebracht, die eine Hälfte starb auf der Fahrt, die andere Hälfte wurde in Tierhandlungen verkauft, fünf Mark das Stück. Die mit dem hellen Fleck zwischen den Augen wollte ich gern haben. Auch mein Bruder durfte sich eine aussuchen.

Ich nannte meine Schildkröte Susi, er seine Peter. Es waren nicht die ersten Schildkröten in unserer Siedlung. Mustafa schabte in stundenlangen Märschen mit seinem Panzer am Drahtgehege, Franziska fiel vom Balkon und litt seitdem an inneren Verletzungen, Cassandra lief im Winter mit einem Waschlappen auf dem Rücken durch die geheizte Wohnung und ging an Winterschlafentzug ein.

Susi und Peter sollten es besser haben, sie sollten frei laufen, sie würden nicht vom Balkon fallen, sie würden im Keller einen Winterschlaf machen. Ich setzte sie auf den Boden im Kinderzimmer, sie kackten den Teppich